

kann und will (nur Venedig vermag er nicht zu exkulpieren), sind es diese Missverständnisse, „die im Laufe der Zeit immer stärker“ wurden (S. 169), die in den Kernbereich des Themas „Byzanz und die Kreuzzüge“ führen. Das erste offensichtliche Opfer ist 1204 Byzanz geworden, und mit der Eroberung der byzantinischen Hauptstadt durch die Kreuzfahrer beschließt Lilie den Hauptteil seiner Darstellung. Aus westlicher Perspektive wäre der Kreuzfahrerorient selbst als zweites Opfer zu nennen. Denn mit dem Verschwinden des byzantinischen Reiches, genauer dessen vorübergehender Reduktion auf Kleinasien, verloren die Kreuzfahrerstaaten einen Partner, der kontinuierlich der muslimischen Machtstellung in Kleinasien und Syrien entgegenzutreten konnte. Punktuelle Hilfe, die der Westen ab und an noch bringen konnte, vermochte ihre Existenz nicht mehr zu sichern.

Von Kirchengeschichte im eigentlichen Sinne ist in Lilies Buch eher punktuell die Rede. Aber er beschreibt und macht verständlich, wie sich über die Kreuzzüge der religiöse Gegensatz zwischen der westlichen und östlichen Kirche verstärkte und die östliche auch im Zeichen größter Bedrohung nicht mehr bereit war, mit der westlich-lateinischen zusammenzugehen; die Unionen von Lyon 1274 und Ferrara-Florenz 1439 blieben kaiserliche Politik und konnten im Reich nicht durchgesetzt werden. Darüber hinaus führt das Buch in eine nochmals erweiterte Perspektive: Religion und Politik waren in West und Ost auf unterschiedliche Weise einander zugeordnet. Im Westen konnte daraus eine große politische Dynamik entspringen, wie sie in den Kreuzzügen sichtbar wird. Im Osten hingegen orientierte sich die Politik an der Sicherung des Reiches, die Religion setzte hier keine eigenen und neue Ziele. Auch in diesem grundsätzlichen Unterschied dürfte das Misstrauen verwurzelt sein, das die Geschichte „Byzanz und die Kreuzzüge“ prägt und gestaltet.

In den Anhängen zu seinem Buch behandelt Lilie zunächst knapp und exemplarisch die späteren Kreuzzüge nach 1204. Im zweiten Anhang charakterisiert er die lateinischen und griechischen Quellen zu den Kreuzzügen bis 1204 (S. 211–231). Damit stellt er die Kronzeugen für seine These vom Misstrauen und Missverständnis zwischen Byzanz und dem Westen vor.

Mainz

Ernst-Dieter Hehl

Le Goff, Jacques, Der Gott des Mittelalters. Eine europäische Geschichte. Gespräche mit Jean-Luc Pouthier (übers. v. Margarethe Drewsen), Freiburg-Basel-Wien, Herder-Verlag 2005, 110 S., Kart., 3–451–28500–2 (französische Originalausgabe Paris 2003).

Wenn ein so versierter Mentalitätshistoriker wie Jacques Le Goff den Versuch unternimmt, die mittelalterlichen (und damit epochenspezifischen) Vorstellungen von Gott zu charakterisieren, so ist das grundsätzlich zu begrüßen, ist doch dieses für Theologen und Historiker gleichermaßen wichtige Thema bislang noch kaum aufgearbeitet, wobei der Autor überflüssigerweise meint, sich bei den Gläubigen vorab dafür entschuldigen zu müssen, dass er als Historiker über eine „Geschichte Gottes“ schreibt und ein wandelbares Gottesbild annimmt. Die vorliegende schmale Abhandlung in Gesprächsform – wobei Jean-Luc Pouthier freilich allenfalls als Stichwortgeber dient – kann größere Erwartungen allerdings kaum erfüllen. Der anscheinend nachträglich gegliederte Monolog Le Goffs ist weder gründlich strukturiert, noch kann er die bisweilen recht zugespitzt formulierten Thesen hinreichend belegen und untermauern. In vier Abschnitten behandelt Le Goff – ohne klare inhaltliche Trennung – das Gottesbild, den Heiligen Geist und die Jungfrau Maria, Gott in der mittelalterlichen Gesellschaft und Gott in der mittelalterlichen Kultur. Dabei geht er zunächst und hauptsächlich der Frage nach, um was für einen Gott es sich überhaupt handelt, indem er auf die Folgen der Christianisierung Europas und deren Rückwirkung auf das Gottesbild eingeht. Gott wird hier vor allem zum Rächer von Unrecht und zum Wundertäter. Dabei sei der alttestamentliche Gott der Strenge und des Zorns im Verlauf des Mittelalters zunehmend vom „lieben Gott“, der im Himmel bleibende Gottvater der Karolingerzeit in der Wertschätzung vom Sohn abgelöst worden. Hier sei dem thronenden der leidende Christus gefolgt. Dem wird man in Grundzügen zustimmen können, auch wenn sich dieser Eindruck vielleicht zu einseitig aus den künstlerischen Darstellungen ergibt, die sich leichter dem gottmenschlichen Christus zuwenden können, und auch der leichthin behauptete historische Zusammenhang zwischen dem leidenden Gott und den Krisen des Spätmittelalters wäre erst noch aufzuzeigen. Wenn Le Goff allerdings meint, dass der Absolutheitsanspruch des christlichen

Gottes der westeuropäischen Mentalität nicht angemessen gewesen sei und es deshalb Sekten, Dämonenglauben und Heiligenkult gegeben habe und dass vor allem die Trinitätsvorstellungen zu Häresien geführt hätten, dann werden solche Hypothesen und Zusammenhänge wohl doch zu leichtfertig gefolgt. Trinitarische Häresien sind in ihrem Ursprung schließlich gerade nicht abendländisch. Auch andere Interpretationen sind bestreitbar. So war die Bekehrung Chlodwigs nicht einfach ein „Meisterstreich“, sondern nach der Unterwerfung der römischen Teile Galliens zweifellos auch ein Ergebnis seiner katholischen Umwelt. Dass Gott als der „Herr“ ganz dem Feudalzeitalter entspricht, negiert ähnliche Ursprünge bereits im Alten Testament; dass er die Spitze und der Garant des erst 1789 beendeten Feudalsystems sei, lässt wesentliche Änderungen im Gottesbild des Reformationszeitalters außer acht. Dass Gott seine Macht an die trinitarischen Personen delegiert habe, entspricht zumindest nicht der kirchlichen Dogmatik, und wenn es zwischen dem Gott der Gemeinschaft und dem Gott, der sich einzelnen zuwendet, tatsächlich einen Konflikt gegeben hat, dann wurde das von den Zeitgenossen jedenfalls nicht als solcher empfunden. Ebenso wenig wird man behaupten können, der jüdische Gott sei im Verlauf des Mittelalters unter die falschen Götter verdrängt worden. Schließlich: Hat die Kirche tatsächlich des Lateins bedurft, um ihre Privilegierung als Band zu Gott aufrechtzuerhalten, oder wirkt darin nicht eher ein Stück universaler Tradition weiter? Der schmale Essay enthält insgesamt gewiss anregende, aber oft allzu leichtthin geäußerte und assoziativ aneinandergereihte Gedanken, die noch einer gründlichen Klärung und Diskussion im einzelnen bedürften. Dass nicht alle eingangs angerissenen Aspekte zur Sprache kommen können, versteht sich von selbst, und dass der Schwerpunkt auf dogmatischen Vorstellungen liegt, ergibt sich aus der Quellenlage, doch hätten sich diese zweifellos deutlicher differenzieren und von anderen Einflüssen unterscheiden lassen können. Das Buch ist freilich nicht für Mediävisten geschrieben. Doch vielleicht fühlen sich diese herausgefordert, das Thema gründlicher aufzugreifen.

Hamburg

Hans-Werner Goetz

Große, Rolf, Suger en question. Regards croisés sur Saint-Denis. Pariser Historische Studien Bd. 68, München (Oldenbourg Verlag), 2004, 175 S., Geb., 3–486–56833–7.

Die Neueditionen und Übersetzungen der Texte des Abtes Suger von Saint-Denis (Günther Binding, Andreas Speer, Darmstadt 2000; Françoise Gasparri, Paris 1996/2001) dokumentieren das neu erwachte Interesse an diesem einflussreichen Abt des 12. Jahrhunderts. *Das Deutsche Historische Institut* Paris erfüllt seine Aufgabe, französische und deutsche Wissenschaft zusammenzuführen, wenn nun in dem Band *Suger en question* (ed. Rolf Große) Beiträge französischer und deutscher Wissenschaftler versammelt werden. Dabei bleibt, vertreten durch Lindy Grant, auch die angelsächsische Forschung nicht unberücksichtigt.

Obwohl Rolf Große in der Einleitung betont, dass Suger eine große Bedeutung für die Kunstgeschichte hat, berücksichtigt der Band nicht die kunsthistorische Forschung, sieht man von dem archäologischen Beitrag von Michaël Wyss ab (*Apport des recherches archéologiques récentes pour la connaissance de Saint-Denis aux XI^e et XII^e siècles*), der vor allem die Situation erhellt, die Suger in Saint-Denis angetroffen hat, als er Abt wurde. Aber als Kunsthistoriker möchte ich zu dem Band Stellung nehmen. Beiträge wie derjenige von Jens Peter Clausen (*Suger, Faussaire de chartes*), in dem die Diskussion um die Funktion Sugers als Fälscher von Dokumenten nachgezeichnet wird, oder wie derjenige von Laurent Morelle (*Suger et les archives: en relisant deux passages du „De administratione“*) bedürfen einer anderen als einer kunsthistorischen Würdigung. Gerade diese Studie, die sich zunächst mit der Frage beschäftigt, wie Suger zu der Angabe kommt, dass das Kloster in Argenteuil zur Zeit des Königs Pippin der Abtei Saint-Denis zu eigen war, aber schon unter Karl dem Großen der Abtei entfremdet wurde, ist eine minutiöse Quellenanalyse. Aber nicht alle Beiträge des Bandes stellen neue Ergebnisse vor. So ist Andreas Speer wieder mit einer Zusammenfassung vertreten, diesmal unter dem Titel *Les écrits de Suger comme source d'une esthétique médiévale – une relecture critique*.

Der Herausgeber Rolf Große verfolgt ebenso wie Lindy Grant das Ziel eines Paradigmenwechsels im Verständnis Sugers. Demgegenüber sieht dazu die französische Forschung wenig Anlass; was besonders der Beitrag von Françoise Gasparri deutlich macht. Das kommt nicht von ungefähr. Für lange Zeit hat in der